



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Psychologische Studien zur Sprachgeschichte

Bruchmann, Kurt

Leipzig, 1888

A. Der Gedanke im allgemeinen. Redensart vom Teufel. Gang der Untersuchung. Anschauung, Vorstellung, Gefühl, Formelhafte Ausdrücke. Ursprung und Fortpflanzung dieser Formeln. Das Alte Testament und ...

[urn:nbn:de:hbz:466:1-62226](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-62226)

ἐκείνη ἣς ἐστὶ ταῦτα θεραπεύειν ἐστὶ δέ που, φαμέν, ὡς οἶμαι πολιτικῆς.

Die muntere Redensart „scher' dich zum Teufel“ ist in mehrfacher Hinsicht belehrend. Denn erstens wird sie von vielen Menschen, vielleicht grade von solchen am meisten angewendet, welche gar nicht an den Teufel glauben. Zweitens weiss der, welchem die Worte zugerufen werden, nicht, wohin er gehen soll, falls er wirklich geneigt wäre, jener Aufforderung Folge zu leisten. Drittens ist der Redende sich im voraus darüber klar, dass sein Wunsch nicht in Erfüllung gehen wird. Nur eins wird erreicht: das Gefühl oder die Stimmung des Redenden hat sich durch diese Entladung befriedigt und der Angeredete ist über das Gefühl, welches er in diesem Augenblick erregt, nicht in Zweifel.

Jene Worte dienen also nur dazu, ein Gefühl oder eine Stimmung auszudrücken; sie enthalten keine Anschauung, so lebendig sie sind, wenn nicht die vom Gehen. Die Vorstellung des Teufels, obgleich es ein Wort ist, ist kaum eine Vorstellung zu nennen, wenn und weil an das Dasein des Teufels nicht geglaubt wird. Logisch genommen würde die Redensart besagen: wenn es einen Teufel gibt und wenn mein Wunsch hinreichend ist, dich in seinen Bereich zu bringen, so wünsche ich, dass du zum Teufel gehst. Psychologisch hat sie nur den Inhalt, das Gefühl der Abneigung in Worten auszudrücken.

Beispiele dieser Art, in welchen das Wort nur noch Substrat eines Gefühls ist, sind nicht so selten. Wir reden davon, dass es höllisch kalt ist; weder in dem Sinne, dass wir an eine Hölle glauben, noch in dem, dass dieser Aufenthaltsort der Inbegriff schauriger Kälte ist. Sondern höllisch kalt ist sehr kalt. Wenn der Dichter behauptet, dass die Jahre pfeilgeschwind fliehen, so redet er kaum aus seiner Anschauung oder in der Erwartung, bei uns eine den Worten entsprechende An-

schauung zu erregen, sondern er meint, sie fliehen sehr geschwind; obwol hier wenigstens ein ins kurze gezogener Vergleich vorliegen könnte, da ein zum Ziel fliegender Pfeil Gegenstand einer möglichen Erfahrung ist. „Mein Sohn“ sagt Jemand zu einem Knaben, für welchen er empfindet, wie für einen Sohn. Ähnlich ist es mit Vater.¹⁾

Diese paar Beispiele zerfallen also in zwei Klassen. Dass es Söhne und Pfeile gibt, ist mehr als Glaube, wir wissen es; Hölle und Teufel sind Gegenstand des Glaubens, nicht der Erfahrung. Trotzdem werden sie zum Ausdruck des Gefühls auch von denen verwendet, welche von der Nichtexistenz von Hölle und Teufel überzeugt sind.

Es gibt also in der sprachlichen Überlieferung teils Dinge oder Vorstellungen, welche genannt aber nicht geglaubt werden, teils sind sie zwar in der Erfahrung gegenständlich gegeben, dienen aber zuweilen nur dazu, neben ihrem Anschauungs- oder Vorstellungswert eine Art Gefühl, eine Stimmung zu bezeichnen. Hand und küssen sind Vorstellungen; aber das österreichische „i küss die Hand“ ist nur eine Formel für eine gewisse Empfindung: ich fühle so wie einer, welcher die Hand küssen möchte.

Betrachtungen dieser Art gehören in die allgemeine Sprachgeschichte. Einmal ist durch Beispiele nachzuweisen, wie eine sprachliche Überlieferung besteht, gemäss welcher Worte und Redensarten von der Zeit ihres Ursprungs an (soweit er uns erreichbar ist) weiter gebraucht werden, ohne den ursprünglichen Sinn zu behalten, oder so, dass sie nur ein Mittel geworden sind, ein Gefühl mit ihnen zum Ausdruck zu bringen. Andererseits ist der psychologische Vorgang zu verfolgen. Er muss verständlich sein nach den allgemeinen Gesetzen der Sprache. Ist „geh' zum Teufel“ keine Anschauung, kaum eine

1) Vgl. Lazarus, *Leb. d. S.* II² 318 f. 333. 365 f. Steinthal, *Abriss* I S. 263 § 321. *Ztschr. f. Völkerpsych.* VI. 1869, 285 f. Cohen *ibid.* 226 f. L. Tobler *ib.* 417.

Vorstellung, sondern nur eine Art von Gefühl, so muss dies ein Analogon der Beziehungen sein, welche überhaupt in der Sprache zwischen Gefühl, Vorstellung und Anschauung bestehen, sodass wir in jener Formel nur eine species des genus Sprache vor uns haben.

Spuren dieser bezeichneten sprachlichen Überlieferung gibt es hauptsächlich in der Poesie, sie ist auch in dieser Beziehung höchst konservativ; am meisten jedoch innerhalb ihres Bezirkes die religiöse oder die ihr nahe verwandte Poesie. Das ihr entsprechende Gegenstück bilden volkstümliche Redensarten.

Die Betrachtung der religiösen Poesie hat das lateinische und deutsche Kirchenlied zu befragen. Die Quellen, aus denen beide hauptsächlich geflossen sind, sind teils die Überlieferungen des Alten Testaments, teils die Darstellungen des Neuen, sofern sie von denen des A. T. abweichen. Dazu kommen die volkstümlichen Anschauungen der Menschen hinzu, welche vor der Verbreitung des Christentums herrschten, nach dem Beginn seiner Wirksamkeit aber entweder beibehalten oder umgebildet wurden. Endlich werden griechische und römische, besonders neuplatonische Anschauungen nach Deutschland herübergenommen.

Wir suchen also nach Ausdrücken und Formeln, welche gar nicht mehr wirklich gedacht und geglaubt werden. Einige stammen aus der populären Metaphysik und scheinen alt-heidnische Überlieferung, andre bezeichnen überhaupt veraltete Anschauungen. Beiden gemeinsam ist dies, dass sie oft nur zum Ausdruck der Stimmung dienen, einen Grad der Empfindung bezeichnen, während sie scheinbar durchaus anschaulich und sinnlich sind.

Für die Zahl der Beispiele ist Beschränkung geboten; die hier gegebenen sind entweder für sich allein hinreichend: dann bedarf es keiner grösseren Menge; oder sie sind nicht beweisend: dann wäre auch ihre Vermehrung nutzlos.

Das Interesse an dieser Betrachtung ist ein psychologisches,

denn wir verfolgen die Vererbung geistiges Besitzes. Die oft gemachte Erfahrung wird bestätigt, dass geistiger Besitz sich so zähe im Lauf der Zeiten erhält, dass er, blosse Schale geworden, doch nicht weggeworfen wird, eigentlich aber einen andern Kern erhält. Sprache entspringt aus Gefühl und bildet Anschauungen; diese werden zu Vorstellungen; diese endlich werden schliesslich zuweilen blosses Mittel, um einen Grad und eine besondere Färbung der Empfindung auszudrücken. Die Sprache beschreibt also einen Kreis oder eine Spirale, indem sie (auf einer andern Stufe) dahin zurückkehrt, von wo sie ausgegangen ist: ihrerseits ein Beispiel des Kreislaufs menschlicher Dinge.

Hierbei jedoch ist eine Vorsichtsmassregel geboten. Was nämlich heute keinen logischen Sinn mehr hat, so oft und so gern es auch wiederholt wird, besass ihn vielleicht schon an der Stelle nicht mehr, wo es zuerst vor unser Auge tritt. Entweder also es wird ehemals wie heute aus der gleichen Neigung des Gemüts Gleiches (was unlogisch ist) erzeugt, oder, wenn die heutige Redeweise uns an die Überlieferung anzuknüpfen scheint, so bedarf jene älteste uns erreichbare Überlieferung noch einer besonderen Analyse.

Ein Beispiel möge dies veranschaulichen. Heute heisst es im Kirchenliede (Gesangbuch zum gottesdienstlichen Gebrauch für Evangelische Gemeinen, Berlin 1853) 20, 1: ruft, dass es Erd und Himmel hört, oder 889, 7 frohlocke die Erde und jauchzet ihr Hügel; Ps. 95, 11 *laetentur caeli et exultet terra . . . gaudebunt campi et omnia ligna silvarum a facie domini*. Die Belebung der Natur in dieser Form, wenn sie zur Teilnahme an der religiösen Empfindung herbeigerufen wird, ist keineswegs allgemein menschlich, aber eine beliebte Wendung der religiösen Poesie von den Psalmen und Propheten an durch das katholische Kirchenlied hindurch bis ins evangelische hinein. Entweder also ist es bei uns Überlieferung (und das ist es hier gewiss), oder diese Wendungen sind unabhängig von einander

entstanden oder könnten wenigstens bei den heutigen Menschen ebenso gut entstehen, wie ehemals. In diesem Falle fragt es sich also, was haben wir von der hebräischen Anschauung zu halten? Ist sie durch Analogie und Beispiele andrer Literatur derart zu belegen, dass sie uns einfach nur allgemein menschlich erscheinen müsste? Dann brauchte unser heutiges Kirchenlied nicht aus der hebräischen Quelle geschöpft zu haben; nur der hebräische Ausdruck bedürfte einer Prüfung nach seinem Anschauungs- und Gefühlsinhalt.

In den Überlieferungen, welche aus der Bibel, aus der heidnischen Zeit und aus der griechisch-römischen Literatur auf uns gekommen sind, wohnen viele Gedanken dicht bei einander, ohne sich zu stossen, was merkwürdig genug ist. Aber wie die Menschen ihre Einrichtungen hartnäckig festhalten, obgleich sie oft nicht sowol durch ihren logischen Sinn Berechtigung haben als durch das heilige Vorrecht langer Gewohnheit, so auch Worte und Redewendungen, namentlich wenn sie im religiösen Gebiet leben und überliefert wurden.

Wie z. B. die Übersetzung des Ulfilas ¹⁾ lehrreich ist für den Wort- und Gedankenbestand seiner Sprache, für die Art, wie er fremdes Gut aufsog und umformte, so analog die Versuche des katholischen und evangelischen Kirchenlieds bei der Aufsaugung und Umformung älterer Überlieferungen, bei der Umsetzung eines überlieferten Materials von Worten und Gedanken aus der religiösen Entwicklung einer älteren Zeit in eine neue und eigenartige Anschauung. Wenn Phönizisches in Griechisches, Griechisches in Römisches umgesetzt wurde,

1) Eine eingehende Untersuchung darüber konnte ich nicht finden. Die Literatur über Vulfila bei Wackernagel, *Gesch. d. deutschen Literatur*, zweite Auflage, von Ernst Martin. I S. 20, 21. Vgl. Marold, *Krit. Untersuchungen über den Einfluss des Latein. auf die got. Bibelübersetzung*. Germania 1881 S. 129 f. 1882 S. 23 f. 1883 S. 50 f. Dagegen finden wir eine höchst fleissige Vergleichung eines profanen Originals (der Metamorphosen des Ovid) mit der deutschen Übersetzung bei Bartsch Albr. v. Halberstadt, *Einleit. p. CXLIII—CLXII*.

so waren es nicht bloss Laute und Worte, sondern Gedanken und Empfindungen; diese Fusion ging nicht ohne Trübung der übernommenen Elemente vor sich. Sehen wir zu, ob es in unserem Falle ähnlich gegangen ist und wie sich diese Unterart sprachlicher Überlieferung zum allgemeinen Verhalten der Sprache und ihrer Entwicklung stellt.

Wir wenden uns nun zunächst zur Teilnahme der Natur, besonders bei religiösen Empfindungen. Was unsere Kirchenlieder haben — ist es Original oder überliefert? Sind unsere Liederdichter in derselben Gemütsverfassung gewesen wie die Dichter des A. T.? Wie war denn jenen zu Mute, als sie solche Dinge sagten? Hatten ihre Worte logische Überzeugung? War es dem hebräischen Dichter auch schon Formel, wenn er seine Rede begann: horchet auf ihr Himmel, höre du Erde u. s. w.? Was konnte er sich denken, wenn er die Himmel auffordert, seinen Worten zu lauschen? Was sagen wir zu der Ausstattung der empfindungslosen Natur mit Empfindung? Lassen wir also die Beispiele reden:

Dan. Thes. I 62 *gavisa sunt caeli regna reditu unigeniti* beweist zunächst nichts; es ist so, wie wenn wir in einer Zeitung lesen „das ganze Land freute sich“ ... Ebenso steht es mit Ps. 32, 8 *timeat Deum omnis terra*, ab eo autem commoveantur omnes inhabitantes orbem, oder Ps. 47, 12 *laetetur mons Sion* (vgl. 65, 14. 67, 9. 95, 1. 97, 4.) Auch Dan. I 83 *mundus exultans iubilat, gemens infernus ululat* tritt nicht aus dem Geleise üblicher Redewendungen heraus. Dagegen finden wir weder allgemein menschliche, noch besonders christliche Anschauung, sondern Nachahmung der Psalmen in folgenden Fällen wieder:

Dan. I 78 *hunc caelum terra mare
hunc omne quod in eis est
auctorem adventus tui
laudans exultat cantico.*¹⁾

1) Dieselben Formeln heutzutage im Gebrauch *Vesperale romanum* sive antiphonale rom. Leodii 1860 p. 51.